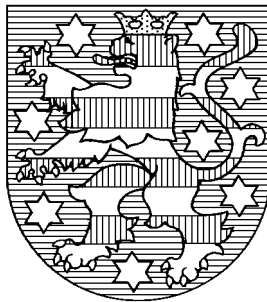


Thüringer Kultusministerium



Abiturprüfung 1995

Deutsch

als Leistungsfach
(Haupttermin)

Hinweise für die Prüfungsteilnehmerinnen und Prüfungsteilnehmer

Arbeitszeit: 300 Minuten

Einlesezeit: 30 Minuten

Hilfsmittel: Duden (Rechtschreibung)

Der Prüfungsteilnehmer wählt von den Aufgaben 1, 2, 3 und 4 eine zur Bearbeitung aus.

Aufgabe 1

Leszek Kolakowski (polnischer Philosoph, geb. 1927):

"Es gibt zwei Umstände, deren wir uns immer gleichzeitig erinnern sollen: Erstens, hätten nicht die neuen Generationen unaufhörlich gegen die ererbte Tradition revoltiert, würden wir heute noch in Höhlen leben; zweitens, würde die Revolte gegen die ererbte Tradition universell, befänden wir uns wieder in den Höhlen. Eine Gesellschaft, in der die Tradition zum Kult wird, verurteilt sich zur Stagnation, eine Gesellschaft, die von der Revolte gegen die Tradition leben will, zur Vernichtung ."

Zitiert nach Mitteilungsblatt des DAV, 2/94, S. 41

Erörtern Sie, ausgehend von einer kritischen Analyse dieses Zitats, das Verhältnis von Tradition und Fortschritt!

Beziehen Sie sich dabei auf zwei der folgenden Bereiche:

- Technik - Politik - Soziales - Ethik!

Aufgabe 2

Hans Heigert (geb. 1925):

Suche nach einer neuen Freiheit

Analysieren Sie den Text, und erörtern Sie die aufgeworfene Problematik aus heutiger Sicht!

Aufgabe 3

Theodor Fontane (1819 - 1898):

Effi Briest

Interpretieren Sie den Textausschnitt!

Beziehen Sie dabei auch das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft mit ein!

oder

Anna Seghers (1900 - 1983):

Das siebte Kreuz

Interpretieren Sie den Textausschnitt!

Beurteilen Sie die Entscheidung des Arztes!

Aufgabe 4

Bertolt Brecht (1898 - 1956):

Die Bücherverbrennung (1938)

und

Das Amt für Literatur (1952)

Interpretieren Sie beide Gedichte im Vergleich!

Textanhang zu Aufgabe 2

Hans Heigert (geb. 1925): Suche nach einer neuen Freiheit

Man mag das alles als Flucht klassifizieren, "Eskapismus".¹ Die Drogensucht gehört dazu, der unaufhörliche Griff zur Flasche, das ziellose Wandern durch die asiatische Welt, auch - die friedfertigen Jünger mögen den Hinweis nicht übelnehmen - die Neigung zur "befreienden" terroristischen Aktion. Aber die Erklärung verführt allzu leicht zur falschen Reaktion oder zur bequemen Abqualifizierung, etwa nach dem Motto: "Wer flieht, ist feige." Wenn schon von Flucht die Rede sein kann, so muß die Frage beunruhigen, wovor und wohin geflohen wird.

Alle jungen Menschen, die auf die eine oder andere Weise nicht mehr mitmachen wollen, die "aussteigen", kommen aus hochindustrialisierten, mit dichten sozialen Netzen überzogenen, gleichsam voll domestizierten Gesellschaften. Weitaus die meisten entstammen liberal gesinnten bürgerlichen Familien, deren Väter "es zu etwas gebracht haben". Offenkundig begegnen ihnen kaum noch Herausforderungen und Entfaltungschancen (samt deren Risiken). Alles ist sozusagen fertiggestellt, und wer noch weiterkommen will, hat sich einem der fragwürdigen Prinzipien der Gegenwart zu unterwerfen, dem der Leistung. Warum fragwürdig? Weil westliche Industriegesellschaften es dahin kommen ließen, daß dieses Leistungsprinzip grob primitivisiert wurde. Es wurde allein auf die Fähigkeiten des Kopfs und auf rationelle Organisation reduziert ...

Das Ziel der Suche ist eine neue Erfahrung von Freiheit, ist die Entfaltung der eigenen Empfindungswelt, deren Schönheit umso mehr die Sinne fasziniert, je mehr die Verschüttungen abgebaut werden. Das kann in Selbsterfahrungs- oder Interaktionsgruppen geschehen, in vielerlei Therapien der Öffnung und Befreiung des Ichs von den überkommenen Zwängen. Derlei Gruppen sprießen denn auch geradezu aus dem Boden, zumal auch rings um unsere Großstädte. Daß sie die Menschen mitunter unglücklicher machen, als sie vorher waren, hat sich noch nicht genug herumgesprochen.

Und oft entstehen neue Abhängigkeiten. Die Unterwerfung kann zur Lust werden. In Indien ist dies ebenso zu beobachten wie in terroristischen Gruppen. Manch einer meint, daß er nun, da er die Wahrheit zu erfahren vermöge, ganz frei sei. Aber es ist die Freiheit im Ghetto, in der vollständig abgeschiedenen

Primärgruppe. Sie vermag allenfalls dem einzelnen zu helfen, für eine gewisse Zeit, niemals dem Nächsten. Gleichwohl stellen sich ernste Fragen an diejenigen, die nicht "aussteigen".

¹ Eskapismus - Neigung zu mutwilligen Taten

Die Fragen sind deshalb so ernst, weil sie in den innersten Zustand der Gesellschaft und des Menschen reichen und weil die Antworten auf sie über das Fortleben oder das Ende der freiheitlich verfaßten Industriegesellschaften entscheiden können. Der Anarchismus, der sich ganz verblasen an eine selbsterfundene Sozialismusidee als Vehikel der "Befreiung" klammert, ist nur die extreme Seite einer großen Heilsuche - mit der Konsequenz des Verbrechens. Die andere, unendlich weiter verbreitete Sehnsucht richtet sich auf das innere Leben, auf Selbstbefreiung mit Hilfe des Abwerfens von jeglichem Zwang, auf Liebe, Nachsicht, Aggressionslosigkeit und auf eine Art Lebenserfüllung in unaufhörlicher Folge von Eurhythmie und Meditation. All das läßt offenbar auf einen wachsenden Mangel an religiöser, moralischer und einfach menschlicher Kommunikation in der Gesellschaft schließen. Nur wer die überkommenen verloren hat, sucht neue Väter - oder Mütter. Um ... den Züricher Professor (Schmidtchen) zu zitieren, der ganz gewiß kein Sympathisant und nicht entfernt ein "Linker" ist: "Terroristen beginnen als Moralisten. ... Sie werden wahrscheinlich keine Rekrutierungsschwierigkeiten haben, solange ein selbstgerechtes Gesellschaftssystem nicht bemerkt, in welchem Niemandsland ein Teil der jungen Generation und ein Teil der Intelligenz heranwachsen."

(Aus: Hans Heigert: Rückzug der Jungen aus dem Niemandsland.
In: Süddeutsche Zeitung, 03.12.1977)

Textanhang zu Aufgabe 3

Theodor Fontane (1819 - 1898): Effi Briest

Effi fand in der Ehe mit dem viel älteren Baron von Instetten keine Erfüllung. So bot ihr die Bekanntschaft mit Major Crampas Abwechslung. Mit dem Umzug nach Berlin endete dieses Verhältnis, allerdings bewahrte Effi die Briefe von Crampas noch auf. Nach sechs Jahren fand Instetten zufällig diese und tötete Crampas im Duell. Effi wußte von all dem nichts, sie weilte gerade zur Kur in Bad Ems und wartete ungeduldig auf Post von ihrem Mann. Während einer Unterhaltung mit der Geheimrätin Zwicker brachte der Postbote einen Brief von ihren Eltern aus Hohen-Cremmen.

Effi hörte nicht hin; sie drehte den ihrerseits empfangenen Brief zwischen den Fingern und hatte eine ihr unerklärliche Scheu, ihn zu öffnen. Eingeschrieben

und mit zwei großen Siegeln gesiegelt und ein dickes Kuvert. Was bedeutete das? Poststempel: "Hohen-Cremmen", und die Adresse von der Handschrift der Mutter. Von Instetten, es war der fünfte Tag, keine Zeile.

Sie nahm eine Stickschere mit Perlmuttergriff und schnitt die Längsseite des Briefes langsam auf. Und nun harrte ihrer eine neue Überraschung. Der Briefbogen, ja, das waren eng geschriebene Zeilen von der Mama, darin eingelegt aber waren Geldscheine mit einem breiten Papierstreifen drum herum, auf dem mit Rotstift, und zwar von des Vaters Hand, der Betrag der eingelegten Summe verzeichnet war. Sie schob das Konvolut zurück und begann zu lesen, während sie sich in den Schaukelstuhl zurücklehnte. Aber sie kam nicht weit, die Zeilen entfielen ihr, und aus ihrem Gesicht war alles Blut fort. Dann bückte sie sich und nahm den Brief wieder auf.

"Was ist Ihnen, liebe Freundin? Schlechte Nachrichten?"

Effi nickte, gab aber weiter keine Antwort und bat nur, ihr ein Glas Wasser reichen zu wollen. Als sie getrunken, sagte sie: "Es wird vorübergehen, liebe Geheimrätin, aber ich möchte mich doch einen Augenblick zurückziehen ... Wenn Sie mir Afra schicken könnten."

Und nun erhob sie sich und trat in den Salon zurück, wo sie sichtlich froh war, einen Halt gewinnen und sich an dem Palisanderflügel entlangfühlen zu können. So kam sie bis an ihr nach rechts hin gelegenes Zimmer, und als sie hier, tappend und suchend, die Tür geöffnet und das Bett an der Wand gegenüber erreicht hatte, brach sie ohnmächtig zusammen.

Minuten vergingen. Als Effi sich wieder erholt hatte, setzte sie sich auf einen am Fenster stehenden Stuhl und sah auf die stille Straße hinaus. Wenn da doch Lärm und Streit gewesen wäre; aber nur der Sonnenschein lag auf dem chaussierten Wege und dazwischen die Schatten, die das Gitter und die Bäume warfen. Das Gefühl des Alleinseins in der Welt überkam sie mit seiner ganzen Schwere. Vor einer Stunde noch eine glückliche Frau, Liebling aller, die sie kannten, und nun ausgestoßen. Sie hatte nur erst den Anfang des Briefes gelesen, aber genug, um ihre Lage klar vor Augen zu haben. Wohin? Sie hatte keine Antwort darauf, und doch war sie voll tiefer Sehnsucht, aus dem herauszukommen, was sie hier umgab, also fort von dieser Geheimrätin, der das alles bloß ein "interessanter Fall" war, und deren Teilnahme, wenn etwas davon existierte, sicher an das Maß ihrer Neugier nicht heranreichte.

"Wohin?"

Auf dem Tische vor ihr lag der Brief; aber ihr fehlte der Mut, weiterzulesen. Endlich sagte sie: "Wovor bange ich mich noch? Was kann noch gesagt werden, das ich mir nicht schon selber sagte? Der, um den all dies kam, ist tot, eine Rückkehr in mein Haus gibt es nicht, in ein paar Wochen wird die Scheidung ausgesprochen sein, und das Kind wird man dem Vater lassen. Natürlich. Ich bin schuldig, und eine Schuldige kann ihr Kind nicht erziehen. Und wovon auch? Mich selbst werde ich wohl durchbringen. Ich will sehen, was die Mama darüber schreibt, wie sie sich mein Leben denkt."

Und unter diesen Worten nahm sie den Brief wieder, um auch den Schluß zu lesen.

"...Und nun Deine Zukunft, meine liebe Effi. Du wirst Dich auf Dich selbst stellen müssen und darfst dabei, soweit äußere Mittel mitsprechen, unserer Unterstützung sicher sein. Du wirst am besten in Berlin leben (in einer großen Stadt vertut sich dergleichen am besten) und wirst da zu den vielen gehören, die sich um freie Luft und lichte Sonne gebracht haben. Du wirst einsam leben, und wenn Du das nicht willst, wahrscheinlich aus Deiner Sphäre herabsteigen müssen. Die Welt, in der Du gelebt hast, wird Dir verschlossen sein. Und was das Traurigste für uns und für Dich ist (auch für Dich, wie wir Dich zu kennen vermeinen) - auch das elterliche Haus wird Dir verschlossen sein; wir können Dir keinen stillen Platz in Hohen-Cremmen anbieten, keine Zuflucht in unserem Hause, denn es hieße das, dies Haus von aller Welt abschließen, und das zu tun, sind wir entschieden nicht geneigt. Nicht weil wir zu sehr an der Welt hingen und ein Abschiednehmen von dem, was sich 'Gesellschaft' nennt, uns als etwas unbedingt Unerträgliches erschiene; nein, *nicht* deshalb, sondern einfach, weil wir Farbe bekennen und vor aller Welt, ich kann Dir das Wort nicht ersparen, unsere Verurteilung Deines Tuns, des Tuns unseres einzigen und von uns so sehr geliebten Kindes, aussprechen wollen ..."

Effi konnte nicht weiterlesen; ihre Augen füllten sich mit Tränen, und nachdem sie vergeblich dagegen angekämpft hatte, brach sie zuletzt in ein heftiges Schluchzen und Weinen aus, darin sich ihr Herz erleichterte.

Theodor Fontane: Effi Briest. In: Fontane, Werke in fünf Bänden, 4. Band, Aufbau-Verlag, Berlin/Weimar 1975, S. 273 - 276

Anna Seghers (1900 - 1983): Das siebte Kreuz

Bei der Flucht aus dem KZ Westhofen, zusammen mit sechs anderen Häftlingen, verletzte sich Georg Heisler beim Sprung über eine mit Scherben besetzte Mauer an der Hand.

Nach langem Zögern geht er zu dem ihm unbekanntem jüdischen Arzt Dr. Löwenstein, um die Verletzung behandeln zu lassen.

Schließlich stand er vor dem Arzt. Er wurde nach Name, Adresse, Beruf gefragt. Er machte irgendwelche Angaben. Die Wände schwankten schon, er glitt in einen Abgrund aus Weiß und Glas und Nickel, einen vollkommen reinlichen Abgrund. Beim Abgleiten machte man ihn aufmerksam auf die Rassezugehörigkeit des Arztes. Dieser Geruch, der ihn an das Nachspiel aller Verhöre gemahnte, wenn man gejodet und verbunden wurde. "Setzen Sie sich", sagte der Arzt.

Er hatte sich schon in der Tür gedacht, daß dieser Patient einen überaus ungünstigen Eindruck machte. Er kannte seine Vorzeichen: keine klaffenden Wunden, keine Geschwüre, der zarteste dünnste Hauch über und unter den Augen, bei diesem Mann war er schon ein schwärzlicher dichter Schatten. Was mochte ihm fehlen? Er war inzwischen an Patienten gewöhnt, die zu ihm liefen,

ganz frühmorgens, damit es die Nachbarn nicht merkten, im allerletzten Moment, wie man früher zu einer Hexe lief. Er begann den Verbandfetzen abzuwickeln. Ein Unfall? Ja. Durch den starken Bann hindurch, in den ihn sofort jede Wunde schlug und jede Krankheit, weil er ganz und gar Arzt war, spürte er wieder eine Beklommenheit beim bloßen Anblick des Mannes, stärker noch als vorhin, was war denn das für ein Verband? Aus einem Jackenfutter. Er rollte ihn ganz langsam ab. Was war das überhaupt für ein Mensch? Alt? Jung? Seine Beklommenheit wuchs, schnürte ihm den Hals zu, als sei ihm der Tod noch nie so nah gewesen in den neunzehn Jahren, in denen er Kranke heilte.

Er sah auf die Hand, die jetzt offen vor ihm lag. Sie war gewiß böß zugerichtet, so böß aber doch nicht, daß sie das Vorzeichen rechtfertigte auf der Stirn und den Augen des Mannes - wovon war der Mann so erschöpft? Er kam wegen der Hand. Er hatte sicher noch eine andere, ihm vielleicht selbst unbekannte Krankheit. Man mußte die Glassplitter jetzt herausnehmen. Der Mann mußte eine Spritze bekommen, er sackte ihm sonst ab. Der Mann sei Autoschlosser, hatte er angegeben. "In vierzehn Tagen", sagte er, "sind Sie wieder arbeitsfähig." Der Mann erwiderte nichts. Wird er die Spritze vertragen? Doch auch das Herz dieses fremden Mannes ist, wenngleich nicht ganz in Schuß, so schlecht nicht dran. Was fehlt dem Mann also? Warum folgte er eigentlich nicht seinem Drang, die Krankheit des Mannes herauszufinden? Warum war der Mann nicht sofort nach dem Unfall ins nächste Spital gelaufen? Der Dreck steckte doch schon mindestens über Nacht drin. Er wollte fragen, auch um den Mann, wenn er jetzt mit der Pinzette anrückte, von seiner Hand abzulenken. Der Blick des Mannes hielt ihn zurück. Er stockte. Er sah sich die Hand nochmals genau an, dann kurz das Gesicht des Mannes, seine Jacke, den ganzen Mann. Der Mann verschob ein wenig den Mund und sah ihn schräg, aber fest an.

Der Arzt wandte sich langsam ab, wobei er selbst fühlte, wie er bis in die Lippen erbleichte. Und wie er sich selbst in dem Spiegel erblickte über dem Waschbecken, da lag es schon schwärzlich auf seinem eigenen Gesicht. Er schloß die Augen. Er seifte sich seine Hände und wusch sie mit unendlicher Langsamkeit und ließ das Wasser laufen. Ich habe Frau und Kinder. Warum kommt der Mensch zu mir? Bei jedem Schellen zittern müssen. Und was man mir Tag für Tag alles antut.

Georg sah auf den weißen Rücken des Arztes. Er dachte: Doch Ihnen nicht allein.

Der Arzt hielt die Hände unter das Wasser, daß es spritzte. Nicht mehr zum Aushalten, was man mir antut. Jetzt noch das dazu. Das gibt es doch gar nicht, daß man so leiden muß.

Georg dachte mit zusammengezogenen Brauen, während das Wasser floß wie ein Quell: Aber doch Sie nicht allein. Da drehte der Arzt seinen Kran¹ ab, er trocknete seine Hände mit einem frischen Handtuch, er roch das Chloroform zum erstenmal so, wie es sonst nur seine Patienten riechen - warum ist der Mann gerade zu mir gekommen? Gerade zu mir? Warum?

Er drehte den Kran wieder an. Dann wusch er sich zum zweitenmal. Das geht dich überhaupt nichts an. Zu dir ist bloß eine Hand ins Sprechzimmer gekommen, eine kranke Hand. Ob die aus dem Ärmel eines Spitzbuben herabhängt oder unter dem Flügel eines Erzengels, das kann dir ganz egal sein. Er drehte den Kran wieder ab und trocknete seine Hände. Dann machte er seine Spritze zurecht. Als er Georgs Ärmel zurückschlug, merkte er, daß der Mann kein Hemd unter der Jacke trug. Das geht mich nichts an, sagte er sich, mich geht die Hand an.

Georg schob seine verbundene Hand in die Jacke und sagte: "Vielen Dank." Der Arzt hatte ihn nach Geld fragen wollen, aber der Mann hatte sich in einem Ton bedankt, als sei er umsonst behandelt worden. Wenn er auch im Hinausgehen taumelte, kam es dem Arzt jetzt doch vor, als sei die Hauptkrankheit nur in der Hand gewesen.

¹ Wasserhahn

Anna Seghers: Das siebte Kreuz. Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig 1988, S. 87 - 89
Textanhang zu Aufgabe 4

Bertolt Brecht (1898 - 1956): Die Bücherverbrennung

Als das Regime befahl, Bücher mit schädlichem Wissen
Öffentlich zu verbrennen, und allenthalben
Ochsen gezwungen wurden, Karren mit Büchern
Zu den Scheiterhaufen zu ziehen, entdeckte
Ein verjagter Dichter, einer der besten, die Liste der
Verbrannten studierend, entsetzt, daß seine
Bücher vergessen waren. Er eilte zum Schreibtisch
Zornbeflügelt, und schrieb einen Brief an die Machthaber.
Verbrennt mich! schrieb er mit fliegender Feder, verbrennt
mich!

Tut mir das nicht an! Laßt mich nicht übrig! Habe ich nicht
Immer die Wahrheit berichtet in meinen Büchern? Und jetzt
Werd ich von euch wie ein Lügner behandelt! Ich befehle
euch:

Verbrennt mich!

e 1938

Bertolt Brecht: Gedichte Bd. IV. Aufbau-Verlag, Berlin 1961, S. 103

Bertolt Brecht (1898 - 1956): Das Amt für Literatur

Das Amt für Literatur mißt bekanntlich den Verlagen
Der Republik das Papier zu, soundso viele Zentner
Des seltenen Materials für willkommene Werke.
Willkommen

Sind Werke mit Ideen
Die dem Amt für Literatur aus den Zeitungen bekannt
sind.

Diese Gepflogenheit
Müßte bei der Art unserer Zeitungen
Zu großen Ersparnissen an Papier führen, wenn
Das Amt für Literatur für eine Idee unserer Zeitungen
Immer nur ein Buch zuließe. Leider
Läßt es so ziemlich alle Bücher in Druck gehn, die eine
Idee

Der Zeitungen verarzten.
So daß
Für die Werke manches Meisters
Dann das Papier fehlt.

e 1953

Bertolt Brecht: Gedichte Bd. VII. Aufbau-Verlag, Berlin 1969, S. 109